

Predigt zu 1. Petrus 4, 7-11 am 18. Sonntag nach Trinitatis 2024 in St. Nikolai Bad Sachsa

Liebe Gemeinde,

als Persönlicher Referent des Landesbischofs war ich 2009 zum ersten Mal wieder ein ganz normales Glied meiner Wohnortgemeinde. Als wir den ersten Gottesdienst unserer neuen Gemeinde in Dresden besuchten, wurden wir kurz von einem Kirchenvorsteher begrüßt und bekamen ein Gesangbuch in die Hand gedrückt. Wir feierten den Gottesdienst mit. Am Ausgang wurden wir mit einem „Auf Wiedersehen“ des Pfarrers verabschiedet. Sonst hatte niemand von uns Notiz genommen. Wie es eben in unseren Gemeinden so üblich ist. – Ich habe mich damals gefragt, was eigentlich ein Mensch gedacht und gemacht hätte, der noch nie in einer Kirche war. Hätte er oder sie ein zweites Mal diese Kirche oder überhaupt jemals wieder eine Kirche betreten?

Liebe Gemeinde, nach meinen Erfahrungen ist das ein generelles Problem unserer Kirche. Uns fehlt nicht nur in extremer Weise eine Willkommenskultur. Uns interessieren generell die Leute nicht besonders, die neben uns in der Kirche sitzen. Wir sitzen ja auch gern auf Abstand. In einer Stadt wie Dresden gilt das sicherlich deutlich mehr als hier in einer kleinen Stadt. – Jeden-

falls fragt man sich: Sind uns nur die willkommen, die durchhalten, bis wir merken, dass sie öfter kommen? Können wir als christliche Kirche in einer Umwelt, die immer weniger von Gott wissen will, bestehen, wenn uns die Nachbarn in der Kirchenbank und vor allem Gäste oder Neue so wenig interessieren?

Die Gemeinden des Apostels lebten in einer Zeit, als das Christentum einen viel schwereren Stand hatte. Sich zu Christus zu bekennen, das kostete etwas. Erfahrungen des Leidens um des Glaubens willen und der Anfeindung blieben ihnen nicht erspart. In einer solchen Lage, als Gemeinde zu bestehen und als einzelner Christ seinen Glauben zu bewahren, das ist nicht einfach.

In dieser Situation mahnt der Apostel zunächst einmal dazu, sich von Erfahrungen der Verfolgung und des Leides nicht übermäßig beeindrucken zu lassen. Denn Christen können ihr Leben von der Hoffnung leiten lassen, dass diese Welt endlich ist; sie wird abgelöst werden von Gottes neuer Welt. Alles, was wir in dieser Welt erleben, ist nur ein Durchgangsstadium auf dem Weg zu einer Welt unter der Herrschaft der Liebe Gottes. Es kommt darum darauf darauf an, am Glauben festzuhalten. Dazu ist es nach den Worten des Apostels wichtig, sich im Gebet ganz auf Christus hin zu orientieren.

Dieses Gebet hat aber mit einer frommen Innerlichkeit nichts zu tun. Es weitet vielmehr den Blick und lässt uns unsere Mitchristen sehen. Darum ermahnt der Apostel dann weiter, einander zu lieben, also sich gegenseitig anzunehmen und füreinander da zu sein. Das ist die Grundlage dafür, als christliche Gemeinden zu bestehen. Eine Gemeinde, die wie eine Familie zusammenhält und sich gegenseitig stützt und unterstützt, die kann die Herausforderungen aller Zeiten bestehen.

Sich zu lieben, wie es der Apostel formuliert, das bedeutet zunächst einmal, in dem anderen so etwas wie einen Bruder oder eine Schwester zu sehen – auch dann, wenn er oder sie mir eigentlich fremd ist. Dazu gehört auch, dem anderen zu vergeben, wenn er oder sie mir wehgetan hat. Wie in einer Familie gibt es ja auch in einer christlichen Gemeinde nicht nur wärmende Zuwendung, sondern auch den einen oder anderen Konflikt.

Liebe Gemeinde, es gibt unterschiedliche Vorstellungen, wie der Weg der Kirche in die Zukunft aussehen kann. Ich halte auf diesem Weg eine Gemeinde, die den Worten des Apostels folgt, für sehr wichtig. Also eine Gemeinde, die im Glauben und im Gebet verwurzelt ist, und in gleicher Weise eine Gemeinde, die sich als eine Familie begreift und nicht nur als Mitglieder einer christlichen Großorganisation.

Diese Worte, liebe Gemeinde, sind auch für uns sehr aktuell. Zwar spielt sicherlich bei den meisten von uns der Glaube und das Gebet eine wichtige Rolle. Sonst wären wir heute Abend nicht hier. Aber sehen wir in denen, die mit in der Kirchenbank sitzen, tatsächlich so etwas wie einen Bruder oder eine Schwester? Fühlen wir uns einander verbunden? Halten wir Kontakt untereinander. Dass wir – und nicht nur wir hier in Bad Sachsa – so gern auf Abstand sitzen, spricht nicht unbedingt dafür. Aber es gibt auch schöne Gegenbeispiele. Die Anfrage einer blinden Frau aus unserer Gemeinde, ob sie jemand zur Kirche begleiten könnte, wurde ebenso positiv beantwortet wie kürzlich die Anfrage, ob jemand aus der Gemeinde einen kleinen Hund für eine kurze Zeit aufnehmen könnte. Da schimmerst schon etwas davon durch, was Kirche eigentlich ist. Da können wir uns übrigens von den Freikirchen etwas abschauen. Dort interessieren sich die Gemeindeglieder füreinander – manchmal vielleicht mehr als dem einen oder der anderen lieb ist. Aber im Grundsatz ist das richtig. Als Christen sind wir so etwas wie eine Familie. Hinzu kommt nach meiner Erfahrung, dass eine solche Gemeinde ausstrahlt. Das ist schon von Beginn der Christenheit an so. Schon die Menschen in der Antike sahen, wie die Christen ganz anders miteinander umgingen, als das sonst üblich war. Sie hielten zusammen; sie waren füreinander da. Sie waren wie eine Familie Das hat überzeugt.

„Seid gastfrei untereinander ohne Murren“. Diese Aufforderung des Apostels, die er dann folgen lässt, liegt auf derselben Linie. Auch der Christ, der aus einem anderen Ort stammt oder auf der Durchreise ist, ist ein Bruder in Christus. Und da man seine Familie ja nicht unter freiem Himmel schlafen lässt, war es üblich, andere Christen auf der Durchreise bei sich aufzunehmen; Hotels oder Zeltplätze gab es damals ja nicht. – Schön übrigens, dass es auch so etwas ansatzweise noch heute gibt. Bei den Kirchentagen, wie er im kommenden Jahr in Hannover gefeiert wird, finden sich regelmäßig Menschen, die bereit sind, völlig Fremde bei sich aufzunehmen. Auch Pilger finden oft Unterkunft bei gastfreundlichen Menschen. Als ich noch in meiner ersten Gemeinde Pfarrer war, hatten wir dort auf dem Pfarrhof eine Pilgerherberge des Ökumenischen Pilgerwegs durch Sachsen und Thüringen. Dort habe ich oft Pilger über die Freundlichkeit schwärmen hören, mit denen ihnen auf dem Weg bisher begegnet worden war. Man sieht: Es liegt viel Segen darauf, die Worte des Apostels zu beherzigen.

„Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“, schreibt der Apostel schließlich. Er ermahnt die Leser seines Schreibens, füreinander da zu sein, mit dem, was ihnen von Gott geschenkt und anvertraut worden ist. Das ist ein wirklich guter Gedanke: Gott hat uns unsere freie Zeit, unser Geld, unsere Wohnung und die

anderen Dinge anvertraut, damit wir damit anderen Christen – und natürlich auch anderen – dienen. So wie wir diese Dinge ja auch selbstverständlich den Mitgliedern unserer Familie zur Verfügung stellen, wenn das nötig ist.

Liebe Gemeinde, von unserer Lebenswirklichkeit als Gemeinden scheint so etwas doch ziemlich entfernt zu sein. Aber bei näherem Hinschauen dann doch nicht. Gerade hier in unseren beiden Gemeinden erlebe ich Menschen, die wirklich unglaublich viel Zeit für die Gemeinden aufwänden. Da werden Plakate für den morgigen Familiengottesdienst in Steina erstellt, gedruckt und in den Schulen verteilt. Da werden unzählige Telefonate mit dem Kirchenamt geführt. Da kommen Sängerinnen und Sänger treu zu den Proben und den Diensten im Gottesdienst und bei Konzerten. Momentan haben wir sogar für alle Bezirke Menschen, die den Gemeindebrief verteilen. Manchmal braucht es einen nur kleinen Impuls und Menschen fühlen sich erinnert daran, dass wir als Glieder der Gemeinde eine Verantwortung füreinander und die Gemeinde haben und nicht einfach nebeneinander her leben können.

In meiner Dresdner Gemeinde bestand dieser Impuls übrigens darin, dass ich nach einem halben Jahr dort einen Gottesdienst gehalten habe. Da wussten die anderen Gemeindeglieder, wer

meine Frau und ich sind, sprachen uns an, waren freundlich und begrüßten uns sehr herzlich. Geht doch!

Und der Friede Gottes ...

Amen.